

Spanien - heute

Autor(en): **Wolfgang, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1956-2007]**

Band (Jahr): **57 (1974)**

Heft 2

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-412141>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ster Linie Forderung an einen demokratischen und humanistischen Staat. Ein modernes und dynamisches Staatswesen muss weltanschaulich ungebunden bleiben! In die-

Spanien - heute

In spanischen Städten — die einander ziemlich gleich sehen — gewinnt man den äusseren Eindruck von Wohlstand: Alle Menschen sind gut gekleidet, man wird nicht angebettelt, Schlangen vor den Kinos und Vergnügungsstätten, und, zum Unterschied von Ländern hinterm Eisernen Vorhang, Massen von Autos; Häuser springen wie Pilze aus dem Boden, und grosse Plakate der privaten Spekulanten laden die Bevölkerung ein, neue Wohnungen zu besichtigen und zu kaufen. (In Madrid hängen diese Ankündigungen in den Vororten sogar von Ballons.¹) Es gibt sogar, zumindest auf dem Papier, gewisse soziale Gesetze zum Schutze der Arbeiter.

Wenn man aber dann zwischen den Städten durch die Landschaft fährt, sieht man ein desolates Bild: Mit Ausnahme der Küstenstriche ist der Boden sehr arm, die Erde braun oder grau und steinig, geeignet bestenfalls für anspruchslose Pflanzungen wie Oliven, Mandeln und Eukalyptus. Lange Strecken gemahnen im Aussehen an den australischen Busch oder die Gegend um das Tote Meer. Hügel wurden terrassiert, um zu verhindern, dass abfliessendes Regenwasser eine dünne Humusschicht abschwemmt, die man hie und da angelegt hat; man hat aufgeforstet, aber der Erfolg wird noch weitere 10 bis 15 Jahre auf sich warten lassen. Es gibt viele Salzseen, und Salz wird in Pfannen gewonnen. Gutes Obst und Gemüse ist selten, weil es exportiert werden muss, was man erhält — und die Preise sind ungefähr auf gleicher Höhe wie in der Schweiz — ist hart und geschmacklos. In der Markthalle sah ich keine Erdäpfel und wenig Gemüse.

Es liegt also auf der Hand, dass der erreichte Erfolg hauptsächlich auf einen Umstand zurückzuführen ist: die Gesinnungslosigkeit der ausländischen Touristen, besonders aus England und Deutschland, die sich einbilden, nirgend sonstwo Sonne zu finden, und die Franco jahrzehntelang Valuten ins Land gebracht ha-

sem Sinne wollen wir für eine Trennung von Staat und Kirche eintreten und der diesbezüglichen Initiative unsere volle Unterstützung leihen.

A. Andres

ben²). Für sie wird die Natur weiter vergewaltigt mit hohen Hotels; in Benidorm zum Beispiel gibt es kein Plätzchen Natur mehr, bloss ein heisses Steinmeer mit Souvenirbuden und Restaurants.

Allerdings, in Innerspanien sind die meisten Hotels alt und vernachlässigt, Türen schliessen schlecht, das ganze Gebäude ist ein feuergefährliches Labyrinth, die Zimmer gehen entweder auf eine Strasse, wo es bis in die Morgenstunde keine Ruhe gibt (in Spanien liebt man, wie die vollkehligen Gesänge und Auerhahntänze beweisen, Lärm, und Trams wie Mopeds rasen nervenzerreibend um die Ecken) oder in Luftschächte, die keine Luft, bestenfalls Küchengerüche zulassen. Dort mag man auch Schaben finden.

Franco tröstete die Nation mit dem Schlagwort: «Wir haben noch keine Zeit für Politik, erst müssen wir aufbauen.» Aber für Religion bleibt Zeit, und der Geisteszustand des durchschnittlichen Spaniers und Portugiesen ist demnach. Was man dem Fremden zeigen kann, sind wenige Ueberreste aus der maurischen Glanzzeit, dafür um so mehr Kirchen aus der nachfolgenden Niedergangszeit Spaniens. In Toledo erlaubt man dem Fremden einen Ueberblick über die Altstadt, aber lotst ihn dann in die Kathedrale (bis dann nur mehr Zeit für teure Einkäufe bleibt). Ich fühlte Brechreiz, als der Führer die Kirchenschätze zeigte und sagte: «Sie wurden von den Republikanern gestohlen (nicht weggeräumt), sind aber wieder gefunden worden.» Und im nächsten Atemzug: «Diese herrliche Monstranz wurde erzeugt aus dem Gold und Silber, das aus der Neuen Welt gebracht (nicht gestohlen) worden war.»

Besonders in Madrid und da vor allem im Universitätsviertel, sieht man noch republikanische Losungen; sie wurden nicht übermalt oder ausgekratzt, sondern durch Hinzufügen von geometrischen Figuren unleserlich gemacht.

Franco hat einige Denkmäler für die Gefallenen des Bürgerkrieges errichtet, das mächtigste im Valle de los Caidos (Tal der Gefallenen) unweit des Escorial. Dies ist ein gewaltiges Steinkreuz auf einem Felsen, unter dem eine ungeheure Basilika ist. Dieser Schrein ist eine falsche Vorskpiegelung, denn er ist bloss eine Verherrlichung Francos und der katholischen Kirche — andere Religionen haben darin keinen Platz, obgleich doch Tausende der Gefallenen Nichtkatholiken, ja Freidenker waren, und selbst Francos marokkanische Stosstruppen waren Mohammedaner gewesen! Die Unmenge katholischer Feiertage wird streng eingehalten, zudem haben noch alle Professionen ihre eigenen Schutzheiligen, die gefeiert werden müssen. Hier wie in Portugal laufen selbst Arbeiter, wenn sie können, rasch mal in die Kirche und rutschen in den nächstbesten Betstuhl; überall brennen Regimenter von Kerzen, die nach Grösse zu kaufen sind³). Auf Plakaten kann man zwar etwas spärlich bekleidete Dämchen abgebildet sehen, aber Pornographie ist verboten; daher fahren die Spanier massenweise nach Portugal oder Frankreich, um Filme wie den «Letzten Tango» (mit Brando) zu sehen.

Dabei muss zugestanden werden, dass es in Spanien noch immer mehr persönliche Freiheit gibt als in den

¹ Viele Tausende leben in selbstgegrabenen Erdhöhlen, wo sie zwar Elektrizität, aber kein fliessendes Wasser haben; sie zahlen keinen Zins, haben aber mehr «Lebensraum» als die Städter sich in ihren Wohnungen leisten können. Die Löhne und Pensionen sind derart unzureichend, dass die meisten neben ihrer Hauptarbeit noch Nebenarbeiten machen müssen, um das Leben fristen zu können.

² Die Franzosen stellen zwar das grösste Kontingent, wohnen in Spanien aber grösstenteils in Camps oder Caravans, und so fällt was sie ins Land bringen weniger ins Gewicht als das, was die spanischen Fremdarbeiter nach Hause schicken.

³ Dagegen hat im Norden, in der Provinz Leon, ein deutscher Holzschneider im Mittelalter seinen Schabernack getrieben und in Kirchenstühle kunstvolle Motive geschnitzt, die recht unartig sind (in Ciudad Rodrigo, in der Kathedrale von Zamora und besonders in Plasencia, wo er untern Sitz Satiren schnitzte wie z. B., dass der Priester als Fuchs den Hühnern predigt. Er nannte sich Rodrigo Aleman.). Ist es Kunstverständnis, dass man im pruden Spanien diese Arbeiten erhalten durfte?

sogenannten kommunistischen Ländern (Jugoslawien immer ausgenommen). In Barcelona hörte ich hinter mir russisch (UNO-Flottenteile waren zu Besuch) und dort wie in Madrid wird gross das Kommen des Moskauer Zirkus angekündigt. In Valencia ging ich in ein schönes altes Gebäude und photographierte den Patio; ein Mann rannte mit erhobenen Armen auf mich zu und rief: «Dies ist Militärgelände!» Ich dankte ihm verlegen, wir schüttelten die Hände und schieden als gute Freunde.

Spanien hat 1973 sechs Monate keinen Regen gehabt. In Granada wird das Wasser nur zeitweise geöffnet — wie in Istanbul, wo man ebenfalls noch auf die Reservoirs des frühen Mittelalters angewiesen ist! Murcia war, als wir ankamen, ohne einen Tropfen Wasser, denn das Hauptleitungsrohr war — unter einem Friedhof — geplatzt!

Dabei ist Murcia die Stadt, die so etwas wie Charakter hat, und in den grossen Geschäftshäusern kann man sehr geschmackvolle Dinge sehen. Wenn immer wir um den Weg fragten (und um mit dem Volk wirklich in Fühlung zu kommen, muss man spanisch sprechen), waren die Leute ungemein freundlich und hilfsbereit, entgegenkommende drehten sofort um, um uns sicher ans Ziel zu bringen. Man zeigte uns ein «Kasino» mit maurischen Wänden, belehrte uns jedoch, dass dies keine Spielhöhlen mehr sind, sondern Klubs für die Reichen, wie in England. Dabei wurde ich Zeuge einer sehr interessanten Debatte zwischen einem britischen Touristen und einem Spanier, als jener sich wegen des nächsten Stierkampfes erkundigte.

Der Spanier warnte, dies wäre etwas, was für Uneingeweihte, die nicht die strengen Regeln kannten, böse Nachfolgen haben könnte. Der moderne Spanier ziehe heute Fussball vor, und der Stierkampf würde hauptsächlich für den Fremdenverkehr erhalten. Der Fremde wollte es aber unbedingt sehen, um erzählen zu können, wie grausam und blutrünstig die Spanier wären. — «Ihre Hasenjagd ist natürlich weniger grausam?» fragte der Spanier, was der Fremde sofort bejahte. «Nun, sehen Sie. Der Stier wird eigens gezüchtet; er ist das dümmste Vieh, denn sonst liesse er sich nicht durch Tuchwedeln in die gewünschten Stellungen locken. Er ist nichts

als ein Haufen Muskeln und rohe Wut. Ihr Hase dagegen ist ein sehr kluges, schwaches Tier. Um es zu töten, zieht man eine eigene Tracht an, reitet auf Pferden, bläst Hörner und hetzt eine Meute von Hunden auf den einzelnen

Hasen. Sein kluges Hirn muss vor Angst zergehen, wenn er nicht mehr ein und aus weiss, bis er gestellt und von den Hunden zerrissen wird. — Ich frage Sie nun, welcher Sport grausamer ist.»
Otto Wolfgang

Paolo wird achtzigjährig

Am Montag, 8. April, vollendet der bekannte Kunstmaler Paolo — Paul Müller — in der Neubrücke bei Bern sein achtzigstes Lebensjahr. Der Jubilar steht uns gesinnungsmässig nahe; sein Leben war und ist ein Kampf gegen Heuchelei, Bigotterie, Ungerechtigkeit, Unterdrückung, Krieg und so weiter. An der Wand neben seinem Atelier hängt der Spruch eines altchinesischen Weisen: «Eine Stunde Gerechtigkeit wiegt mehr als siebenzig Jahre Gebet.»

In seiner künstlerischen Tätigkeit lässt sich Paolo von seinem sozialen Gewissen leiten. Er befasst sich vor allem mit den Kleinen, Schwachen, Unterdrückten, den Zukurzgekommenen des Lebens, und wer Gelegenheit hat, seinen Estrich zu besichtigen, wird dort oben erschütternde Zeitdokumente finden: alles eine Anklage gegen Diktatur, Elend, Krieg und Verdummung, alles unverkäufliche Gesinnungsäusserungen. Sein Kampf gegen die Verdummung gilt natürlich in erster Linie auch der

modernen, abstrakten, ungegenständlichen Malerei, dem ganzen Verblöndungsbetrieb, der sich heute als Kunst ausgibt. Was er in seiner Satire «Kunstprämierung» schreibt, sollte jedem Kunstrezensenten ins Stammbuch mitgegeben werden; nie vorher habe ich eine lustigere Glossierung landläufigen Unsinnns gelesen.

Trotz seiner achtzig Jahre ist Paolo nicht untätig geblieben, seine schöpferische Potenz kennt kein Nachlassen, und seine geistige Frische ist erstaunlich. An seinem achtzigsten Geburtstag wird übrigens im Gemeindehaus Bremgarten BE eine Ausstellung seiner Werke veröffentlicht, deren Besuch jedermann lebhaft zu empfehlen ist. Namentlich Paolos unmittelbare Nachbarn, die Berner Gesinnungsfreunde, sollten es sich nicht nehmen lassen, den Künstler, sofern sie ihn noch nicht kennen sollten, bei dieser Gelegenheit kennenzulernen.
J. St.

Priestermangel und Zölibat

In der katholischen Zeitschrift «Treffpunkt» untersucht der junge Laientheologe Markus Zweifel (ein stilvoller Name für einen Gläubigen!) das Problem des zunehmenden Priestermangels in der Schweiz und seinen Zusammenhang mit dem Zölibat. Er trifft dabei einige Feststellungen, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen. Seine Studie basiert auf einer Umfrage bei den verschiedenen Priesterseminaren und deren verantwortlichen Leitern, die recht bemerkenswerte Ziffern wiedergibt. Im Priesterseminar von Chur haben es die 16 Professoren und Dozenten mit ganzen 25 Seminaristen zu tun, vor fünf Jahren waren es noch deren 50. Im Freiburger Seminar ist die Zahl der Seminaristen in 10 Jahren von 70 auf 28 zurückgegangen. Luzern, das über das grösste Schweizer Priestersemi-

nar verfügt, zählt heute noch 57 Seminaristen, doch befindet sich darunter eine nicht unerhebliche Zahl von Ausländern. Die jungen Schweizer aber zeigen immer weniger Neigung zum Priesterberuf. Dazu kommt noch, dass von der geringen Zahl junger Theologen eine noch weitaus kleinere den eigentlichen Priesterberuf ergreift und nach Abschluss ihres Studiums die Priesterweihe nimmt. Der Leiter des Luzerner Priesterseminars, Otto Moosbrugger, konstatierte: «Der Bestand an Priestern ist deutlich zurückgegangen.» In Freiburg haben im letzten Jahr von neun Seminarabsolventen nur vier die Priesterweihe genommen, die übrigen fünf entsagten dem Priesterberuf, arbeiten als Laientheologen, Pfarrassistenten oder in anderen Berufen. Markus Zweifel trifft in seiner Studie folgende Feststellung: